



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Gärtnerische Schmuckmittel im Städtebau**

**Lange, Willy**

**Berlin, 1913**

Text

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84820](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-84820)

## Gärtnerische Schmuckmittel im Städtebau.

Von

Willy Lange.

---

Der gärtnerische Schmuck pflegt seitens der Architekten und Städtebauer auf dem Plan mit grüner Farbe angelegt zu werden. Entweder sie haben die Vorstellung, daß irgendein Gärtner die Fläche dann schon mit den Einzelheiten besetzen werde, oder sie entwerfen selbst eine Disposition für die Fläche und räumliche Gliederung, die Pflanzung dem Gärtner überlassend. So kommt es denn, daß die „Grünanlagen“ heute meist nach Baugedanken hergerichtet werden, ja, daß die bauliche Gestaltung, das Bauen der Grünanlagen als die Regel, die einzig vernünftige gilt.

Grünanlagen, eine Bezeichnung, die früher nicht üblich war, und die, in ihrer Allgemeinheit angewandt, den Eindruck zu wecken scheint, als wenn es sich bei den Grünanlagen gegenüber den Bauanlagen um etwas Minderwichtiges, Flüchtiges und Veränderliches handelt, das der Architekt so nebenbei betreut, während die Ausführung dem Unternehmer als Fachmann für eine bestimmte Summe überlassen bleibt, da dieser Fachmann schon wissen werde, wie er den Entwurf des Architekten zu bepflanzen habe. So etwa liegt die Sache in den meisten Fällen.

Etwas ernster geht man nur zu Werke, wo es sich um große kostspielige Anlagen handelt, während doch für das Städtebild oder, vielleicht besser gesagt, für die einzelnen Bilder innerhalb der Städte, die scheinbar kleinste Kleinigkeit nicht geringzuachten ist. An Stelle des Wortes Grünanlagen mit seinem nebensächlichen Unterton möchte ich daher vorschlagen, künftig von Pflanzungen zu sprechen, denn um solche handelt es sich ganz allgemein bei allen gärtnerischen Schmuckmitteln.

Wenn ich über dieses Thema einiges zu sagen wage, so bin ich mir wohl bewußt, daß in künstlerischer und technischer Beziehung eine Fülle von Erfahrungen gesammelt ist, daß die Bedingungen, unter denen gärtnerische Schmuckmittel angewandt werden, bei den Auftraggebern, den einzelnen Städten und ihren Verwaltungen ungemein verschieden sind.

So ist denn auch eine Fülle von Abbildungsmaterial in den stadtbaulichen und gärtnerischen Zeitschriften niedergelegt. Will man sich in dieser umfangreichen Literatur zurechtfinden, so braucht man nur den „Literatur-Nachweis für Gartenkunst und Gartentechnik“ von Fritz Zahn zur Hand zu nehmen.



Das Heft ist bei H. Stürtz-Würzburg erschienen! Und jeder von uns braucht nur z. B. in Groß-Berlin eine Autofahrt zu machen, um sich typische Beispiele gärtnerischer Schmuckmittel und ihrer Anwendung vor Augen zu stellen. Diese im einzelnen zu schildern, gleichsam ein Programm aller Möglichkeiten aufzustellen, liegt daher nicht in meiner Absicht, schon deswegen nicht, was ich wiederhole, weil ein ideales Programm an der Wirklichkeit vieler Hindernisse, die nicht zum wenigsten bei den Stadtverwaltungen selbst liegen, scheitern würde. Vielmehr will ich den Versuch machen, gerade am Kleinen zu zeigen, was sein könnte und welche Bedeutung die gärtnerischen Schmuckmittel im Städtebau in Wirklichkeit besitzen, um den Werken des Architekten zur größten Wirkung zu helfen. Dabei wird die Darstellung durch mancherlei Erinnerungsbilder geleitet, die ich auf meinen Studienreisen gewann.

Am Fernen schätzt man das Nahe, an der Fremde die Heimat, am Ungewöhnlichen bereichert sich die alltägliche Facharbeit.



Abb. 1. Blick auf den Markusplatz zu Venedig.  
(Phot. W. Lange.)

Der Wert gärtnerischer Schmuckmittel wird am deutlichsten, wenn man sich Beispiele vergegenwärtigt, wo sie fehlen und sich die Frage vorlegt, warum sie fehlen können, ja, warum sie fehlen müssen.

Blicken wir vom Campanile Venedigs in der Richtung des Markusplatzes auf die Stadt (Abb. 1), so wird dem gärtnerischen Fachmanne aufs deutlichste zum Bewußtsein gebracht, daß er hier wohl schlechte Ge-

schäfte machen würde; und doch, wer wollte sich dem Reiz dieses Markusplatzes entziehen, und wer hätte hier wohl schon Bäume vermißt?

Das liegt nur daran, daß wohl kaum ein zweiter Platz in der Welt eine so vollständige Geschlossenheit besitzt und die Gebäude im Rhythmus der Architektur derartig einheitlich sind, daß man ganz besonders wenn die Nacht ihr gesterntes Dach auf den hellerleuchteten Raum deckt, das Gefühl hat, nicht in einem offenen Stadtplatz, sondern in einer geschlossenen Halle zu weilen.

Ein Blick nach der entgegengesetzten Richtung zeigt die verwirrenden Krümmungen der Gassen, die keinen Platz für Vegetation lassen. Wenn dies aber gerade das Reizvolle für uns ist, so liegt es nur daran, daß hier alle Erscheinungen biologisch begründet bleiben, uns naturgemäß erscheinen: Der hohe Grundwasserstand, die Schwierigkeit, den kleinsten Raum auszunutzen, die Gefahr, welche durch Baumwurzeln mühevoll gefestigten Kanalmauern



erwachsen würde, kurz, zahllose Gründe der besonderen Lebenszustände der Lagunenlandschaft (denkbar ungünstig, wo aber doch ein Venedig historisch werden sollte!) machen uns das Fehlen von Baumwuchs selbstverständlich.

Dafür sind aber auch die Architekturen an den Kanälen in Venedig so mannigfaltig und sich ineinander verschiebend, daß selbst eine Berankung, abgesehen von der Schwierigkeit des Gedeihens, hier ein Verstoß gegen den Reiz des Ortes sein würde.

Ähnliches gilt allgemein im Süden Europas, das höherem Baumwuchs nicht günstig ist, besonders für hofartige Gebilde. An einem Klosterhof am Friedhof von Venedig, der mit Hilfe einer Laguneninsel gleichfalls auf den Wassern zu schwimmen scheint, liegen zwar ähnliche biologische Gründe gegen hohen Baumwuchs vor, wie überall dort in Venedig, aber, daß er nicht vermißt wird, hat seinen Grund in der innenraumartigen Wirkung des Baues, der besonders durch den horizontalen Dachabschluß erreicht wird, während die vertikal gerichtete Hütten-dachform des Nordens eine Auflösung des Raumes hervorzurufen scheint.

Je reicher nun die Ornamentik der Gebäude, desto weniger liegt das Bedürfnis nach gärtnerischem Schmuck vor; ähnlich wie in den maurischen Königsschlössern Spaniens, welche zweifellos zahlreichen Bauten Venedigs zum Vorbild gedient haben.

Die Städte Südeuropas, welche bereits afrikanischen Charakter tragen, wie in Abb. 2 die Stadt Elche, weil sie in der Steppen- und Wüstenlandschaft gegründet wurden, fordern ebensowenig gefühlsmäßig den Baumwuchs im Bilde.

Eine irgendwo durch künstliche Bewässerung erzielte Baumpflanzung oder eine einsame Dattelpalme, deren Krone über den flachen Dächern schwebt, macht vielmehr die Lebensarmut aller Vegetation zur eindringlichen Notwendigkeit des Ortes.

Selbst, wenn wir aus den Mauern jener Stadt heraustreten, finden wir nichts als Wüstenboden und mühsam erzwungene Palmenkulturen, die ihre Wurzeln in den weit hergeleiteten Wassern baden, während die Kronen im Sonnenfeuer glühen.

In Gegenden, wo man sich bereits durch flachwinkliges Dach vor gelegentlichem Regen schützen muß, da tritt, wenn auch bescheiden und mühevoll, die Baumvegetation in das Stadtbild.

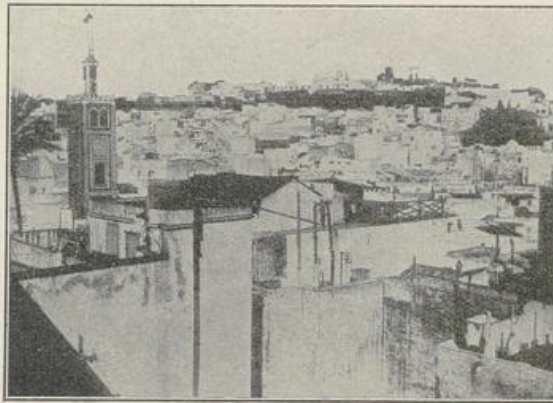


Abb. 2. Elche bei Alicante.  
(Phot. W. Lange.)



Das ganze Mittelmeergebiet, soweit es nicht schon afrikanischen Charakter trägt, steht unter dem Zeichen einer einheitlichen Dach- und Hausform, die biologisch so fest begründet ist, wie das Hüttendachhaus des Nordens.

An solchen Bildern in der Ferne, die doch einen zweifellosen Reiz des Eigenartigen für uns besitzen, fühlen wir so recht, daß unser Heimatland ein Waldland ist.

Die sprichwörtliche Üppigkeit der südlichen Vegetation besteht in Wahrheit in Europa nicht. Ich hatte in diesem Jahre wieder Gelegenheit, einen Querschnitt der Anschauung von Holland bis zur oberitalienischen Ebene zu ziehen und fand überall im Süden ästhetische Dürftigkeit des natürlichen Pflanzenwuchses, wenn auch in der Kultur die starke Sonnenstrahlung ein mehrfaches Übereinander von Vegetationsschichten im Süden gestattet.

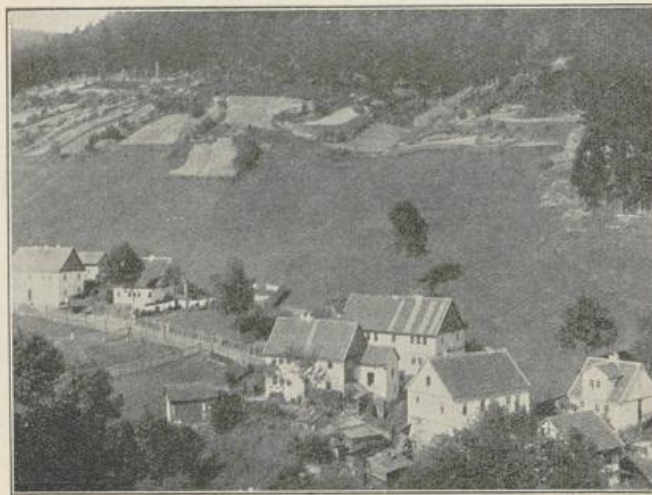


Abb. 3. Dorfsiedlung im Thüringer Wald.  
(Aus Willy Lange, Land- und Gartensiedlungen. Leipzig, J. J. Weber.)  
(Phot. W. Lange.)

Der Süden „ein Steinland“, der Norden „ein Waldland“, so gliedert sich Architektur und Vegetation in ihren äußersten Gegensätzen. Darum erhebe ich an dieser Stelle die grundsätzliche Forderung, daß, so arm die südliche Stadt an Pflanzenwachstum ist und sein darf, so reich die Stadt des Nordens den Geist des Waldes mit Hilfe der Kunst in sich bannen muß.

Und doch gibt es auch bei uns Fälle, in

denen wir den Schmuck nicht vermissen, besonders dort, wo der Wald mit seinem Holz gleichsam in Häuser verwandelt ist, wo die Straßen eng und gekrümmt sind, und wo die Lebenshaltung nicht wesentlich über die Notwendigkeit hinausgeht.

Auch eine schon mehr städtische Vornehmheit des Holzbaues bedarf keiner Vegetation; eben aus jenem Grunde, weil das vegetative Element, das Holz, lebendig genug selbst in der architektonischen Verarbeitung spricht.

Und wenn nun gar das Holz die Ornamentik der Steinarchitektur bekommt, dann hieße es, einen stilistischen Fehler (eben jene Übertragung der Steinornamentik auf das Holz) durch einen zweiten stilistischen Fehler übertrumpfen, nämlich durch die Verdeckung der Ornamentik durch Vegetation.

Und noch ein anderes Motiv läßt Bäume entbehrlich erscheinen: Die Stellung des Hauses zur Straße; wo die Häuser mit dem Giebel zur Straße



stehen, da wird der Rhythmus der Umrißlinien so lebendig, daß eine Begleitung der Baulinien durch Pflanzen leicht zur Verwirrung führt; daß anderseits eine regelmäßig gestellte Baumreihe räumlich stärker wirken würde als die Gebäude selbst.

Eine Dorfsiedlung des Thüringer Waldes zeigt uns in Abb. 3 den biologischen Organismus der Seßhaftigkeit und Wirtschaft in der Natur mit Hausbau, Gärten, Blumenschmuck, Feld, Wiese, Wald; zeigt, wie die Siedlung mit Vegetation durchwachsen ist. Verglichen mit einem Siedlungsbilde des vegetationsarmen Südens, wäre es das also, was ich den Geist des Waldes gegenüber der Steinnatur des Südens nennen möchte, das ist es also, was ich von den gärtnerischen Schmuckmitteln im deutschen Städtebau erwarte, daß sie freies Baumleben in die steinerne Stadt bringen.

Was unserem Norden charakteristisch ist, ist nicht die steinerne Straße, die Straßenstadt, sondern die Siedlung mit ihrem Durchwachsensein aller Baukörper durch Baumkörper. Ein Blick auf das alte Schierke am Harz mutet durchaus deutsch an.

Daß das auch von andern rein gefühlsmäßig gewollt und vorgestellt wird, beweisen die folgenden Bilder (Abb. 4, 5), welche ich aus dem von mir herausgegebenen Werke „Land- und Gartensiedlungen“ entnehme.

Diese Bilder zeigen ein fröhliches Miteinander-verwachsen-sein von baulichen und pflanzlichen Gebilden ohne jeden Schematismus, ohne ein Programm, welches für irgendeine der dargestellten Erscheinungen sich als ein Gesetz aufstellen ließe und so möchte ich denn an dieser Stelle als das wichtigste Gesetz der gärtnerischen Schmuckmittel das aufstellen, völlig gesetzlos zu handeln und nur zu tun, was dem Geist des Ortes entspricht, — fortzulassen, was ihm fremd ist.

Die Grundlage einer derartigen Anordnung ist freilich eine freiere, selbstbewußtere und von allem Schema freie Anordnung der Grundrißgliederung eines Stadtgeländes. Auch da gilt freilich nicht nur „krumm“ oder nur „gerade“, sondern eine Vereinigung aller Möglichkeiten, wie sie aus dem Organismus des Geländes hervorgehen kann, oder wie man einen Organismus in das Gelände hineingestalten sollte, wo dieses Gelände selbst nichts anderes gibt als eine ebene Fläche.

Wieder sind es die ursprünglichen Siedlungen, wie Beispiele aus den bekannten Arbeiten von Robert Mielke zu entnehmen sind, welche im Grundsatz für die Weiterentwicklung der Stadt vorbildlich sein sollten.

Man spricht viel von der architektonischen Wirkung der Pflanzenwelt, besonders der Baumkörper; und wenn ich mich so ausdrücke und den Begriff Baumkörper in absichtlichem Ähnlichkeitsklange zu Baukörper benutze, dann will ich damit wohl dieser Auffassung zustimmen, — aber damit ist auch die Einseitigkeit dieser Auffassung betont: das rein Körperliche ohne Berücksichtigung aller lebendigen Beziehungen des Baumes zur Umwelt; lebendige Beziehungen, die vor allem in dem allgemeinen Zustande der örtlichen Natur wurzeln! Immerhin aber — betrachten wir diese rein körperlichen Wirkungen



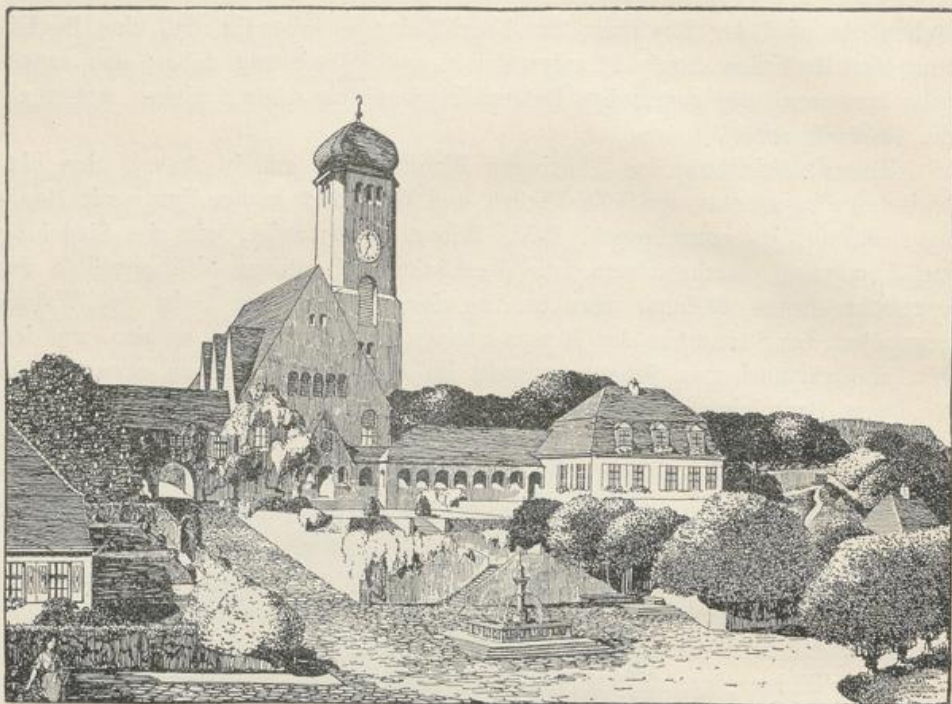


Abb. 4. Siedlungsentwurf.  
(Aus Willy Lange, Land- und Gartensiedlungen. Leipzig, J. J. Weber.

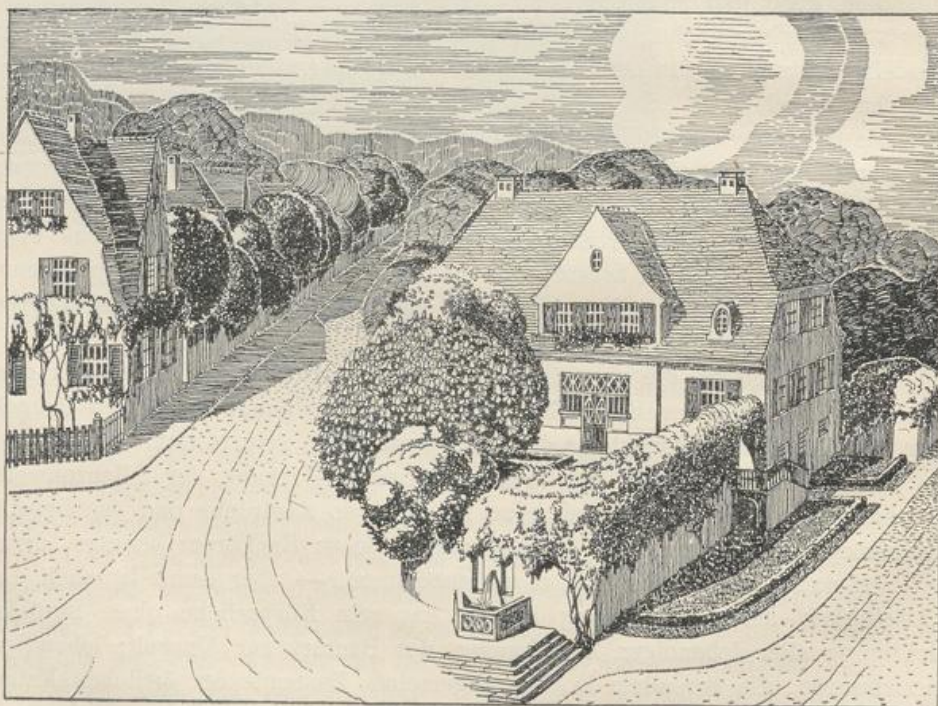


Abb. 5. Siedlungsentwurf  
(Aus Willy Lange, Land- und Gartensiedlungen. Leipzig, J. J. Weber.



einmal allein —, so sind sie ohne Frage von starkem Eindruck, am meisten dann, wenn stärkste Gegensätze der Linienführungen von Baukörper und Baumkörper bestehen.

Darum wirkt die vertikal gerichtete Zypresse so eindrucksvoll, weil sie zur Horizontalität südlicher Bauweise im Gegensatz steht.

Ein Bild vom Gardasee (Abb. 6) mag uns an diese allgemein bekannte Tatsache erinnern, — erinnern aber auch,

daß die Eindringlichkeit architektonischer oder baukörperlicher Wirkung von Bäumen uns nicht zu der Meinung verleiten darf, daß Bäume in dieser baulichen Wirkung allein auftreten. Es gibt wenig bessere Beispiele dafür, zu welcher Verirrung einseitig theoretische Auffassung führen kann, als das Beispiel der beschnittenen Hecken aus dem Garten der Alhambra, Hecken, die aus geköpften Zypressen entstanden sind, während doch die Zypresse bei dichter Pflanzung in ihrem eigentlichen Wuchscharakter hinreichend wandartig-baulich wirkt, und nur durch eine sockelartige Verbindung mit Hilfe niedriger Pflanzen in dieser Wirkung gesteigert werden kann (Abb. 7).

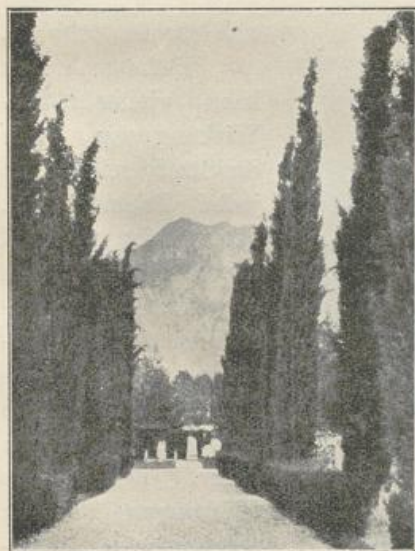


Abb. 7.  
Zypressenallee in freier Entwicklung.

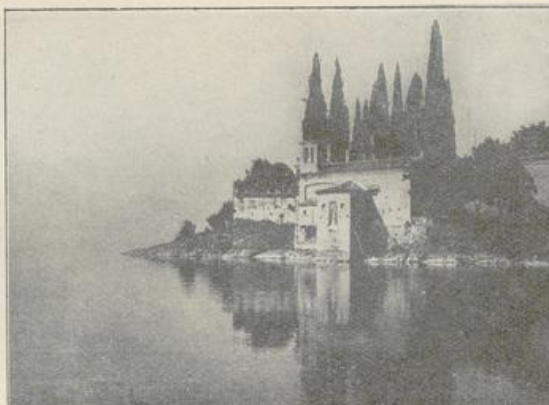


Abb. 6. Gemeinsame Wirkung  
von Bau- und Baumkörper. (Am Gardasee.)

So bleibt es denn, trotz aller rein baukörperlichen Wirkung unbestreitbar, daß die französischen Stilisierungen (Abb. 8) der Vegetation eine Gewaltsamkeit bedeuten, welche deswegen von höchster Kunstwirkung fernbleibt, weil die beabsichtigte starke architektonische Wirkung nicht mit Mitteln erreicht ist, welche sinngemäß dem Leben der Pflanzen entsprechen. Und so kommt es, daß die Pflanze sich immer wieder gegen Vergewaltigung sträubt, hier und dort wohl gar trotz ihrer Lebensfähigkeit dem Kampfe erliegt, entweder über die strenge Form hinauswächst, sobald der gärtnerische Peiniger ihrer Lebensform die Hände sinken läßt, oder schwere Lücken reißt in die Wirkung, welche dem Plane vorschwebten.

Das möchte ich an dieser Stelle und von dieser bevorzugten Stelle aus allen entgegenhalten, welche durch den



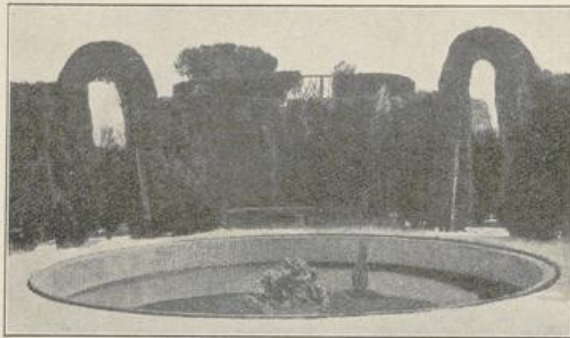


Abb. 8. Umwandlung der Baumkörper in Baukörper.

Grundsatz einseitiger architektonischer Gliederung und Bepflanzung statt einer mit dem Alterzunehmenden vegetativen Wirkung, entweder gleichbleibenden Stillstand oder Verfall der beabsichtigten Wirkung erreichen; dazu kommt noch eins: Sprach ich vorhin vom Geist der Natur, so gibt es auch einen Geist gebauter Orte; — und so ist denn z. B. der Geist vieler Vororte der Groß-

städte einer architektonischen Feierlichkeit der Platzgestaltung durchaus fern und fremd. Hier müssen harmlosere Motive wirksam sein.

Wenigstens ebenso wichtig als das, was auf der Straße geschieht, ist das, was man von der Straße aus wahrnimmt, und es kommt dabei viel weniger auf die Frage an, welcher Gestaltungsgrundsatz für alles, was wir sehen, maßgebend war, ob der bauliche oder der Naturgedanke (auf diese beiden grundsätzlichen Gedanken lassen sich ja alle gärtnerischen Schmuckmittel zurückführen), sondern das Wichtige scheint mir im Endergebnis die bildmäßige, die malerische Wirkung.

Wenn auch das rein bauliche Gestaltungsprinzip in seinen guten Beispielen auf uns malerisch wirkt, so entsteht doch, wenn diese Wirkung nicht von vornherein ins Auge gefaßt ist, meistens etwas höchst Unmalerisches, z. B. bei der schematischen Bepflanzung der Straßen mit Bäumen gleicher Art

und Größe (Abb. 9).

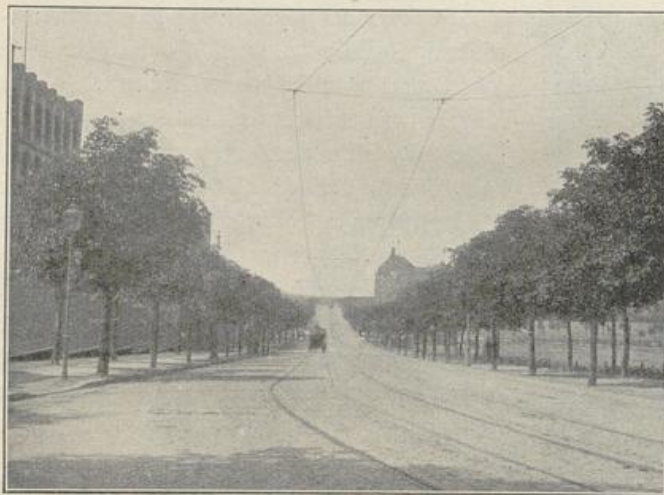


Abb. 9. Schematische Bepflanzung einer Straße mit Bäumen.

Höchst malerisch kann vielmehr die Wirkung sein, wenn die Straße selbst ohne jeden Baumschmuck belassen ist, während die Bäume aus den angrenzenden Grundstücken sich herüberneigen (Abb. 10). — Man könnte zahlreiche Beispiele aufbringen dafür, daß solche Wirkungen durch schematische, gleichmäßige Baumpflanzungen auf der Straße



geradezu vernichtet wurden. Die Ortsstatute, welche Baumpflanzungen schematisch vorschreiben, sind durchaus kunstfeindlich und sinnlos dort, wo es sich um hinreichend beschattete Straßen handelt. Ist in diesem Bilde die Wirkung besonders eindringlich, weil es sich um uns fernliegende Pflanzenphysiognomien handelt, so beweist doch gerade dieses Bild, daß die Baumart nicht das Entscheidende ist, daß vielmehr, wie z. B. auf Stadtplätzen Barcelonas, die Wirkung der Palmenphysiognomien, besonders unter dem Einfluß des fast senkrechten Mittagslichtes keine malerische Verbindung mit den Bauformen eingeht.

Nicht minder isoliert wirken ausgeprägte, mathematisch gestaltete Pflanzenphysiognomien. Wie die Palmen, so gehen Araukarien, Drachenbäume und alle Pflanzen, denen man das Wuchsschema ihrer Gestalt deutlich ansieht, keine Verbindung mit städtischen Bauformen ein, besonders nicht in den Gebieten nördlich der Alpen. Palmen, Araukarien, Dracänen fordern neben sich horizontale Baulinien; die vertikalen Baulinien nördlicher Bauweise werden von den eigenen Linien der genannten Pflanzen hart durchschnitten. So sind es denn in erster Linie Laubgehölze, welche für den vegetativen Schmuck nördlicher Städte in Anwendung kommen sollten.

Die biologischen Zustände der Stadtlage im weiten klimatischen und im engen landschaftlichen Sinne sind bestimmend für die Wahl der Anpflanzungen.

Hiergegen wird viel gesündigt. Die Eigenart der gärtnerisch geschmückten Stadtbilder geht verloren gegenüber einer konventionellen „Moderne“, die da lehrt: Nur das ist vernünftig, was den Schlagworten: architektonisch, großzügig, entspricht.

Ist es nicht merkwürdig, daß, wenn es im Wesen unserer nordischen Natur-



Abb. 10. Straße in Las Palmas (Kanarische Inseln).

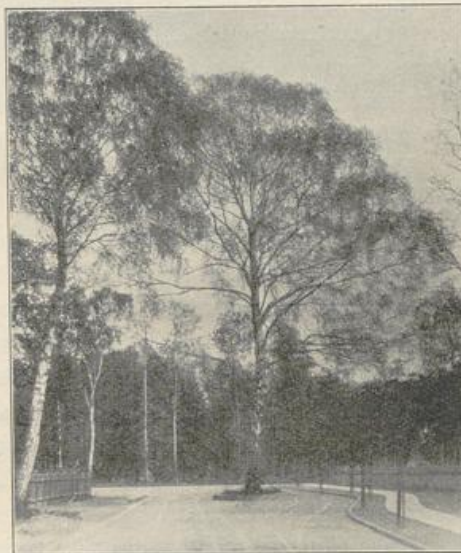


Abb. 11. Umführung einer Straße um einen Einzelbaum in Neu-Finkenkrug.

(Phot. W. Lange.)



physiognomie liegt, kraftvolle Baumgestalten hervorzubringen, diese Bäume im besten Lebensalter geschnitten und in sogenannte architektonische Formen versklavt wurden? Und doch geschieht es, wenn einmal ein Schlagwort, wie es das Wort architektonisch heute in der Gartengestaltung geworden ist, die Massen hypnotisiert.

Dagegen ergibt sich ein betrachtenswertes Bild, wenn man frei von jedem Schematismus auch einmal dort einen Baum stehen läßt, wo er dem Anlage-schemata nach eigentlich nicht stehen sollte (Abb. 11). Gerade dadurch wird das sonst so ungemein langweilige Straßenbild gelegentlich einmal unterbrochen; eine Vielheit von Erscheinungen beschäftigt uns, wir bekommen unwillkürliche eindringliche Anhaltspunkte für die Lage von Zielen, die wir in der Straße haben, während wir bei den langweiligen Pracht- und Verkehrsstraßen nur die Hausnummern zählen können und sehr aufpassen müssen, um nicht daran vorbeizulaufen, wenn wir auf dem Wege auch noch anderes sehen und denken.

Man darf auch nicht übersehen: die malerische, zeichnerische Wirkung der Schlagschatten, das Lichterspiel im Astgewirr freier Baumgestalten, im Vergleich zu jenen klobigen, lichtlosen Schlagschatten gestutzter Bäume.

Wie weit die Sucht geht, architektonische Vegetationsformen zu erzwingen, sah ich neulich, als ich auf einem Stadtplatz eines Vorortes je 9 Stück der säulenförmig wachsenden Goldulme zur Pyramidenform zusammengebunden fand.

Wenn Straßen durch Wald gelegt werden, der zu Villengrundstücken aufgeteilt werden soll, dann ist es meistens ein Fehler, Straßenbäume zu pflanzen, weil sie den vorgeschriebenen Vorgartenpflanzungen eine schwere Konkurrenz machen, weil sie im Falle des Stehenbleibens zahlreicher Waldbäume einen scharfen Einschnitt in den geschlossenen Eindruck der herrschenden Vegetation bilden. Diese Nachteile treten besonders hervor, wenn man Bäume gleicher Größe und Art wählt.

Um diese Nachteile zu vermeiden, habe ich in Fällen, wo ich auf die Straßenbepflanzung in Waldkolonien von Einfluß war und nicht erreichen konnte, sie ganz fortzulassen, es durchgesetzt (allerdings nicht leicht gegenüber den schematischen Vorstellungen über das, was man von einem richtigen Straßenbaum zu verlangen habe), ich sage, ich setzte es durch, daß Bäume verschiedenster Art und Größe gepflanzt wurden, welche sowohl zum Typus des herrschenden Waldbestandes als der künftigen Gartenbepflanzungen passen. Die Wirkung ist dann die, daß die Pflanzung nicht einen Fremdkörper im Organismus der umgebenden künftigen Siedellandschaft darstellt, sondern die Baumphysiognomien sich in das Landschaftsbild der Umgebung einfügen. In meinen Büchern „Gartengestaltung der Neuzeit“<sup>\*)</sup> und „Der Garten“<sup>\*\*)</sup> ist die Bedeutung des Unterschiedes zwischen Physiognomie und Charakter der

<sup>\*)</sup> Leipzig, J. J. Weber, 3. Aufl. 7—10000. Mk. 12.

<sup>\*\*)</sup> Stuttgart, Franckhsche Buchhandlung, 1913. Mk. 4,50.



Pflanzen eingehend herausgearbeitet, so daß ich hier nicht darauf einzugehen brauche. Nur auf die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Unterscheidung sei eindringlich hingewiesen, weil von der richtig unterscheidenden Anwendung allein künstlerisch empfindbare Harmonien abhängen.

Grundsätzlich ist für Straßenpflanzungen entscheidend, ob die Baumwirkung in Beziehung zu den Gebäuden stehen soll, oder ob die Baumpflanzung im wesentlichen eine weitere Betonung der Straßenreihe ist. Der erste Fall ist planmäßig fast noch gar nicht durchgeführt, denn dazu würde ja eine vom Schema freie Auffassung gehören, die besonders danach fragt, wo Bäume das Architekturbild von Häusern einrahmen, oder auch wo Bäume unschöne Stöße der Gebäudelinen verdecken, endlich, wo ein Formenspiel zwischen Baum- und Baukörpern erreicht werden soll.

Man muß sich heute damit begnügen, daß hier und da einmal eine interessante Wirkung durch Vernachlässigung entsteht: ein trauriges Zeichen für die wenig feinsinnige Art, wie gärtnerische Schmuckmittel in der Stadt behandelt werden. Kugelakazien z. B., die jahrelang nicht geschnitten worden sind und doch nun wieder ihrer naturgemäßen Art ähnlich sehen, bringen ein malerisches Element in die Wirkung.

Im allgemeinen empfindet man es als eine Wohltat, wo keine Straßenbäume gepflanzt sind überall dort, wo sich neben der Straße Sehenswertes entwickelt, sei es höherer Baumwuchs in Vorgärten lockerer Bauweise, sei es, daß einmal ein reizvolles Zusammenspiel von Baum und Bauwerk entsteht, wie man es unter Beteiligung der eindrucksvollen Zypresse im Süden häufig sieht (Abb. 12).

Bisweilen handelt es sich nur um einen einzelnen Baum oder eine Gruppe gleichartiger Bäume, die über die Mauer hinauswachsen und ohne jede Verkehrshinderung einen beträchtlichen Teil einer Straße beherrschen, malerisch bestimmen.

Ist auch z. B. die Physiognomie der Weide an Feuchtigkeit gebunden, so wird doch die Form der Trauerweide in ihrer besonderen Abart: *Salix vitellina pendula nova* zum Charakterbaum kultivierter, bebauter und bepflanzter Orte, etwa wie sonst bei uns die Kastanie oder die Linde oder die Pyramidenpappel.



Abb. 12. Zusammenspiel von Bau- und Baumkörper neben der Straße. (Arco b. Riva.)  
(Phot. W. Lange.)



Ähnliche Wirkungen, wie die mit Hilfe der eben erwähnten Trauerweide, lassen sich überall erzielen, wo der nötige Raum vorhanden, um große Baumvegetation über kleine Vorgärten hinaus frei sich entwickeln zu lassen; dann entstehen bisweilen vorbildliche Beispiele für die Vereinigung von Baum- und Baukörper zu einem malerischen Ganzen, das geeignet ist, große Stadtplätze völlig zu beherrschen. Ich möchte daher als eine Regel aufstellen, daß man bei allem Tun, bei der Anwendung gärtnerischer Schmuckmittel das Fortlassen nicht vergißt.

Das gelegentliche Abweichen von der regelmäßigen Baufluchtlinie, welches wir in einfachen, ländlichen und langsam historisch gewordenen Siedlungen finden, führt zu den reizvollsten Wirkungen. Wenn nun jemand einwendet, daß durch gelegentliche Aussprünge von Gärten die Straßenbreite vermindert, der Verkehr gehindert würde, so erwidere ich dem, daß nahezu der gleiche Eindruck durch Einspringen gegenüber der Baufluchtlinie erreicht wird. Jedenfalls: die Baulinie ist eine der Ursachen langweiliger Stadtbilder. Freilich dürfen nicht unausgebildete, häßliche Teile von Gebäuden dadurch sichtbar sein, vielmehr müssen wir in der Architektur und in allem unseren Tun dahin wirken, daß die Rückseite der Dinge ebenso anständig gestaltet wird wie die Vorderseite. Vom Kunstgewerbe der Japaner könnten wir es längst gelernt haben.

Selbst gelegentliche Mauern als Straßenbegrenzung brauchen uns nicht zu schrecken, wenn nur ab und zu ein Einblick gewährt wird auf etwas, was das Betrachtetwerden lohnt. Sei es in höherer Schönheit, sei es auch einfach im Sinne des nur Malerischen.

Selbst die Innenhöfe der Häuser südlicher Städte, in denen maurische Bauweise, auf der altrömischen fußend, herrschend wurde, wirken mit ihrem Pflanzenschmuck immerhin des Ansehens wert und belebend. Übrigens erfüllen die Höfe hier die Aufgabe etwa unserer ländlichen Diele, und es scheint mir, zwischen nordischem Hüttenhaus und südlichem Hofhaus, zwischen dem Einstubenhaus des Nordens und dem Hofhaus des Südens in der Spätzeit des niederdeutschen Bauernhauses eine Art Paarung stattgefunden zu haben, indem die Anordnung des Hofhauses des Südens das nordische Dach sich aufsetzte. Doch dies hier nebenbei gleichsam als ein Nachklang des vorigen Vortrages, den ich hier halten durfte.\*)

Die „Innenanlage“, d. h. eine Pflanzung innerhalb eines Häuserblockes spielt in der berufsmäßigen Gartenkunst eine wichtige Rolle. Man darf auch hier sagen, daß meistens zuviel gewollt wird, und daß man in der Schaffung einer vielseitigen, mannigfachen Landschaft einen Verstoß gegen den durch die Häuser doch nun einmal gegebenen Geist des Ortes begeht. Dazu kommt, daß oft die Privatgärten in ihrer gegenseitigen Unabhängigkeit voneinander und in ihrer Unabhängigkeit vom Ganzen der Innenanlage, statt eines großen einheitlichen Organismus eine Fülle voneinander unabhängiger

---

\*) Kunsthistoriker, z. B. Willy Pastor, sind hierüber anderer Meinung. D. V.



Teile darstellen. In solchen Fällen würde es genügen, wenn eine Fläche durch einzelne Bäume, und anfangs Rasen, begrünt, später die großen Flächen mit Efeu überzogen würden und das Ganze mehr wie eine Baumpflanzung, als wie eine Landschaft wirkt. Jedoch läßt sich auch hierüber unumstößlich Allgemeingültiges nicht sagen; sobald nämlich die Gesamtanordnung von Bauten, Gärten und Innenanlagen in einem vorhandenen älteren Baumbestand erfolgt, kann man wohl die freie Fläche des Innenraumes als einen Rest einer einst vorhandenen Naturlandschaft auffassen und entsprechend behandeln. Aber eben als einen Rest mit einem Charakter und nicht als eine vielgestaltige abgeschlossene Landschaft mit verdeckten Grenzen.

Was Bäume im Städtebau bedeuten, ist mir nirgends so eindringlich zum Bewußtsein gekommen als im Haag in Holland; und durch diesen, vielleicht deswegen mir so frischen Eindruck, weil er einer der letzten war, die auf mich wirkten, wurde die Bedeutung der Bäume auch an anderen Orten, wo ich sie im Stadtbild fand, z. B. in Süddeutschland, mehr in ein deutliches Licht gerückt. Selbst wo große Plätze und Platzstraßen zusammenstoßen, wo Bäume entweder auf Wege- oder Rasenland stehen, wo nur ein und dieselbe Art den ganzen Bestand ausmacht, selbst dort wirkt die Pflanzung nicht langweilig; besonders auch, weil die ursprüngliche Regelmäßigkeit durch gelegentlichen Ausfall infolge von Windbruch aufgelöst ist.



Abb. 13. Kanal im Haag, Holland.  
(Phot. W. Lange.)

Doppelt stark wirken Baumpflanzungen, wenn sie Gelegenheit zur Spiegelung haben, und gerade hierdurch werden die geraden Linien der Kanäle gleichsam ins Malerische aufgelöst (Abb. 13). So viele solcher Kanäle man sieht, man kann ihrer nicht satt werden. Ist die Form auch streng, das Wasser in architektonische Grenzen gebannt, so bleibt doch ein vor allem lebensvoller Eindruck im Gedächtnis haften, der uns leicht in die Erinnerung ruft, daß wir manche Gelegenheit auch bei uns hätten, derartige Kanalbildungen in das Stadtbild einzufügen, wo wir eine entsprechende Situation in der Landschaft, welche besiedelt werden soll, vorfinden, und es erfüllt einen mit wahren Schrecken, wie man vor einiger Zeit lesen konnte, daß überhaupt ein Mensch auf den Gedanken kommen konnte, in Potsdam die Kanalstraße zuzuschütten.

Wir erinnern uns weiter, daß wir in unseren Spree- und Kanalufern mit ihrer alten Baumpflanzung wahrhafte Schätze malerischer Wirkung noch be-



sitzen, die hier und da, z. B. im Gebiet des Tiergartens, durch heute altväterlich anmutende Holzschranken betont werden und einen eigenen Reiz bekommen. Betrachten wir eine solche Kleinigkeit, so wird klar bei der starken Wirkung, die sie im Bilde ausübt, daß unsere Uferstraßen viel zu gleichmäßig in ihrer Begrenzung ausgebildet werden. Freilich soll nicht bestritten werden, daß durch nüchterne Kaimauern, granitene Steinböschungen gelegentlich großzügige Wirkungen bei Binnenhäfen und Kanalanlagen erreicht werden. Eine wahre Wohltat aber ist es doch immer, wenn hier und da einmal z. B. wilder Wein oder Efeu von den harten Uferlinien herab die Böschung überspinnt, einen lebendigen Farbenton darübergießt, und der kalte Stein mit Leben umschmeichelt wird.

Wo sich nun Gelegenheit bietet, Gartengrenzen an die Kanäle zu bringen, wo zahlreiche Brücken die Kanallinie unterbrechen, wo die Notwendigkeit einer eigenartigen Eigentumsbegrenzung, selbst auf der Wasserfläche, erforderlich ist, da entstehen neben der Straßenpflanzung Bilder mitten in der Stadt, die alle Reize des rein Landschaftlichen in sich vereinigen: Baumgebüsch, Blumen, Wasser und Himmelsspiegelung und die friedlichen Zeichen behaglicher Besiedelung.

Bei Parzellierungen sollte weit mehr, als es im allgemeinen der Fall ist, auf einzelne Bäume und die Wirkung ganzer Baumgruppen geachtet werden. Was heute immer noch als etwas Besonderes auffällt, wenn an einer neuen Straße ein Baum geschont ist (vgl. Abb. 11), sogar zur Teilung der Straße Veranlassung war, das sollte überall Regel werden, wo es lohnt, einzelne Bäume zu erhalten, und das lohnt immer, wenn sie gesund genug sind, um wenigstens noch ein paar Menschenaltern ihre Schönheit zu schenken. Gerade unsere Generation hat es besonders nötig, Bäume zu schonen, weil sie in der Jugend wenig gepflanzt, aber in der Zeit des Materialismus um so mehr Baumleben vernichtet hat. Die große Umwälzung, welche das Werden der Großstädte aus Kleinstädten hervorgebracht hat, hat ungemein viel Baumschönheiten gekostet, vor allem deswegen, weil man in der Sucht, materielle Werte und Erträge zu gründen, Baumschönheit und Schönheit des Stadt- und Architekturbildes als eine scheinbare Angelegenheit des Idealismus gering achtete. Heute geht man in mancher Beziehung in der Schätzung der Schönheit fast zu weit, z. B. wenn man in einer so schönen Stadt wie Haag selbst die schrägen Flächen der Eisenbahn-Prellböcke mit regelmäßigen Blumenbeeten verziert, oder auf den Straßen steinerne Blumentische aufstellt, die kaum mit der Architektur, zu der sie in Beziehung gedacht sind, zusammen empfunden werden.

Mit Schmerzen sehe ich in der Gegend Berlins und anderer Großstädte Bäume stehen, die mir schon vor der Axt zu zittern scheinen, wenn die Häuserriesen immer näher an sie herandrängen und der einst aufgestellte und genehmigte Bauplan ihre Vernichtung befiehlt.

Es kann nicht ernst genug darauf hingewiesen werden, daß Städtebau und gärtnerische Gestaltungsfragen nicht um der Pläne willen, die gemacht



werden, ausgeführt werden müssen, vielmehr haben sich alle Pläne nach dem Vorhandenen zu richten. Selbstverständlich dürfen nicht materielle Interessen geschädigt werden, indem ein mit Bäumen bestandener Teil des Geländes auf Kosten irgendeines Besitzers dieses Teils unausgenutzt bleibt. Dagegen hat die Stadt die Verpflichtung, in solchen Fällen den einzelnen Interessenten durch Ankauf schadlos zu halten, so gut wie die Bevölkerung heute fordert, daß die Stadt im öffentlichen Interesse eine Waldschutz- und Parkpolitik treibt. Da müßte also z. B. eine Baumgruppe, wie noch bei Berlin so manche Birkengruppen mit dem dazugehörigen Grund und Boden aufgekauft und als Hauptstück einer Baumpflanzung inmitten eines bebauten Quartiers erhalten werden. Ähnliche Massen als kleine Reste eines hainartigen Geländes stehen bei dem Krankenhause von Westend und wirken heute wie eine Oase in der Steinwüste. Hoffentlich fallen sie nicht auch einmal irgendeinem architektonischen Gartengestaltungsprinzip zum Opfer.

Im nächsten Jahre wird der 300. Geburtstag von Le Notre gefeiert werden, bald der 150. des Fürsten Pückler! — Da lohnt es wohl einmal wieder auszusprechen, daß die in diesen Namen liegenden Gestaltungsgrundsätze vom philosophischen Standpunkt aus ihre Gleichberechtigung besitzen; nur hatte Le Notre's Kunst für das Bauen eine größere Bedeutung als für das Gärtnerische, wie Pückler eine größere Bedeutung für das Lebendige besitzt als für das Bauen. Da wir nun heute sehr wohl zu bauen wissen, da die Bauwerke selbst in den riesig wachsenden Städten alles Lebendige mit ihren Massen erdrücken, so dürfen wir wohl uns bewußt werden, daß wir heute dringender das lebendige Pflanzenleben in der Stadt brauchen, als die Vernichtung und Knechtung des Pflanzenlebens durch eine übermäßige Gartenarchitektur. Der französische Gartenstil entspricht der Palastarchitektur. Die heutige Bürgerkunst verlangt andere, nicht minder stolze, aber sinnigere Wirkungen von Pflanzungen in der Stadt.

Unter diesen Erwägungen kann ich nicht mit dem heute auch in Fachkreisen üblichen, überlegenen Lächeln ein Teppich-Zierbeet in einer Stadt betrachten. Warum sollen die Leute, denen dergleichen Freude macht, nicht einmal eine solche Freude erfüllt sehen? Gewiß ist's nicht großzügig, aber warum sollen denn alle klein-bürgerlichen Einwohner in einer Stadt — und diese bilden doch die Mehrzahl — als eine bestimmte Kulturschicht mit bestimmten Kunstbedürfnissen gezwungen werden, eine großzügige Kunst auf der Straße zu verstehen, während die Welt der Pflanze für sie sich auf ihrem Blumenbrett vor dem Fenster ihrer Werkstätten auslebt. Jede Bevölkerungsschicht darf bei öffentlichen Pflanzungen den Anspruch machen, auch ihr besonderes Gefallen zu finden; hat sie sich daran satt gefreut, wird sie eifrig auch an das Verständnis anderer Gestaltungen herangehen. Die bloße Ablehnung aber irgendeiner historisch gewordenen Errungenschaft auf dem Gebiet der Pflanzungen macht uns arm, ärmer als wir waren! Hinzu kommt, daß z. B. nordische Städte fast die gesamte Möglichkeit, für ihren kurzen Sommer öffentliche Plätze zu schmücken, aufgeben würden, wenn sie auf die



Anwendung von Teppichbeeten grundsätzlich verzichteten. „Laßt uns vielseitig sein“, sagt Goethe; „märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien, und doch wachsen beide weit auseinander.“

Aber jede Gestaltung muß aus ihrer eigenen Art heraus sicher auf sich selbst ruhen. Das Leitmotiv, welches zugrunde liegt, muß dem Schöpfer selbst so stark im künstlerischen Bewußtsein leben, daß er keinen Verstoß gegen dieses Leitmotiv zu bilden vermag. Daran aber scheitern so viele: daß sie irgend etwas, was sich am Ort befindet, benutzen, dann alles andere auch tun, was absolut nicht paßt. In Helsingfors treten z. B. die natürlichen Felsen aus dem Boden heraus. Oft, in nordischen Städten, z. B. auch in Stockholm, kann man ein kraftvolles Ringen der lebendigen Felsnatur mit den Baukräften des Menschen wahrnehmen.

Natur tritt hier unmittelbar in kraftvollster Gestalt neben kraftvolles Menschentum. Beides fordert aber nun sein Recht, das Bauen so gut wie die Naturkräfte. Im Sinne der Naturkräfte, welche hier aus dem Boden dringen, wäre es aber gewesen, mit allen kleinlich scheinenden, mühsam erquälten Rasenflächen, gleichmäßigen Pflanzungen, Zierformen der Pflanzen, den schön gezogenen Hochstämmen fern zu bleiben, und im Sinne der Baugedanken menschlicher Kräfte wäre es gewesen, wenn die auf dem Kopf der Felsmassen vielleicht erforderlichen Schranken aus ordnungsmäßig behauenen Steinen oder aus Eisen errichtet worden wären, statt zerklüfteter, felsartig wirkender Reihenaufstellung von Steinen, welche trotz ihrer Größe gegenüber dem gewachsenen Fels kleinlich wirken. „Der Konflikt der Motive“ ist es, der bei jedem Kunstwerk vermieden werden muß. Jedes Motiv aber kann, richtig durchgeführt, zu vernünftigen und guten Wirkungen führen.

Der Blumenschmuck auf der Straße ist im allgemeinen nie so massenhaft vorhanden gewesen, aber auch niemals so brutal wie heute. Es scheint fast, als wolle man auf die Massen der Bevölkerung nur noch durch die Masse der Zahl wirken. Immer länger werden die Blumenstreifen und immer breiter, so daß ich neulich, als ich im Vorüberfahren Massen von zusammengebundenen Nelken in einer Rechteckform in etwa  $3 \times 8$  m sah, den Eindruck hatte, ein Handelsgärtner sei mit dem Transportwagen verunglückt und habe seine Ware hier abgestellt. Ebenso wirkten ungemein breite Streifen von Chrysanthemum und späten Asten; Rosen in solcher Massenhaftigkeit wirken etwas besser, weil man bei ihnen die Einzelheit der Pflanze im ganzen aufgehen sieht, weil man, mehr als bei den eben genannten Pflanzenarten das Gefühl hat, sie seien wurzelfest mit dem Boden verwachsen. Immerhin aber, die Brutalität der Zahl kann niemals Kunstwert haben, wenn nicht ein höheres Gestaltungsprinzip die Masse ordnet und gliedert. 5000 Sänger wirken nicht mehr wie 1000, und diese können um so stärker wirken, wenn sie sich in um so kleinere, gegeneinander harmonisch wirkende Gruppen auflösen; denn schließlich hat die Wirkung von Massenkraft ihre Grenze in der Aufnahmefähigkeit unserer Sinne; ein Zuviel stumpft ab.



Es ist nicht abzusehen, wohin der Wettbewerb in der Massenverwendung unter den einzelnen Städten und Gemeinden noch führen wird. Weniger, unter Umständen auch nichts an Blumenschmuck würde manchmal wirklich mehr sein! Denkt man sich einmal z. B. auf dem Rasenstreifen, welcher heute vielfach unter Bäumen die Straße begleitet, die Blumen fort, so ist in Wirklichkeit für den Eindruck gar nichts verloren, denn was beispielsweise durch die Streifen von gelb geleistet wird, das geht ja durch entsprechende Streifen von grün, welche durch die gelben Streifen verdrängt werden, verloren.

Man prüfe einmal ohne jede Voreingenommenheit derartige Pflanzungen und frage sich, ob nicht durch den Wechsel der Farbe, die vielleicht in der Vorstellung des Planes Bedürfnis war, in der Wirklichkeit in die Unruhe des Straßenbildes, mit seiner lebhaften Bewegung von Menschen und Fahrzeugen, mit den vielfachen sich bewegenden Farben — ob in diese Unruhe des Straßenbildes nicht eine neue Unruhe durch bunte Pflanzungen hineinkommt.

Sparsamkeit würde also hier in künstlerischem und praktischem Sinne nützlich sein; dagegen sollte man so harmlose Wirkungen, wie sie durch die Blüte von Zwiebelpflanzen auf dem Rasen für kurze Zeit entstehen, häufiger hervorrufen. Wie Frühlingskrokus, so sah ich neulich auf einem Berliner Platz Herbstkrokus dem Rasen entsprossen, und ich kann mir denken, daß mit Spannung von allen Bewohnern der Gegend, wenn im nächsten Jahre derselbe Monat kommt, das Sprießen dieser Blumen erwartet wird, während es grausam mit anzusehen ist, wenn fuhrenweise die Blumen herausgerissen und neue in den Boden hineingepflanzt werden, vielleicht, um wenige Tage später zu erfrieren.

Aber auch bei solchen harmlosen Dingen heißt es, das Leitmotiv, in diesem Falle also die „Pflanzung nach dem Vorbild der Natur“, richtig durchführen. Wenn richtige Wirkungen erzielt werden sollen, dann müssen auch die einfachen gärtnerischen Hilfskräfte im Sinne des Gesagten geschult sein; das wird aber erschwert, wenn eine so einfache klare Angelegenheit, wie die sinngemäße Durchführung von Motiven, als etwas Überflüssiges oder sonst wie, selbst von sogenannten führenden Fachgenossen, abgelehnt wird.

Jeder Blumenschmuck, der auf mehrmaliger Neupflanzung im Jahre beruht, ist, wenn er auch nicht ganz entbehrt werden kann, lediglich von dekorativer Bedeutung.

Lebensvoll dagegen, tief im Boden und in gegenseitigen Beziehungen der Pflanzen wurzelnd ist ein Blumenschmuck, der von Dauer ist und alljährlich in schönerer Wirkung bei geringer Pflege wiederkommt. Dazu ist freilich Vorbedingung eine hinreichend hohe gartenmäßige Einzäunung aller Pflanzungen. Man sieht wohl jetzt in den Großstädten, daß selbst die sogenannten Tiergarten-gitter, die ich mit der Bezeichnung Stolpergitter belegt habe, verschwinden, um die Fläche der Pflanzungen glatt neben die Fuß- und Fahrwege zu legen. Dergleichen ist möglich bei einer so wohl erzogenen Bevölkerung wie die des Berliner Westens oder vielleicht besser gesagt, nicht wohl erzogenen, sondern so stark durch ihre Geschäfte in Anspruch genommenen und blasierten, so



daß sie sich um die Pflanzungen wenig kümmert und auch nicht vom vorgeschriebenen Fußweg abweicht. Dennoch aber hat die Erfahrung gelehrt, daß man bestimmte Ecken durch fußangelartig wirkende Drahtgitter schützen muß.

Aber ich verkenne nicht die vornehme Wirkung des Fortlassens der Zäune, vornehm, weil sie eine Bevölkerung mit vornehmen Lebensformen voraussetzt. Andererseits ist es aber nicht das Höchsterreichbare, wenn man gitterlos grüne Flächen und Pflanzungen anlegt, an denen schließlich niemand inneren Anteil nimmt, also auch niemals in Versuchung kommt, eine Blume zu pflücken oder den Einzelheiten näher zu treten. Eine innere Anteilnahme des Publikums an den Pflanzungen würde aber eintreten, wenn man physiognomisch zusammengehörige Pflanzenbilder schüfe. Dazu ist dann aber Umgitterung nötig.



Abb. 14. Umgitterte Rasen- und  
Baumstreifen in München.  
(Phot. W. Lange.)

Man braucht sich nicht zu scheuen, selbst kleine Flächen einzuzäunen, weil der Zaun in Wirklichkeit den Gartenbegriff in jeder Form steigert, und ja schließlich das richtigste Motiv gärtnerischer Schmuckmittel im Städtebau darauf beruht, die Stadt mit Gärten zu durchsetzen, und seien es auch nur Rasen- und Baumgärten. Der Zaun kann seinerseits Mittel für mancherlei Anwendung dauernden Pflanzenlebens sein.

Ein Beispiel aus München (Abb. 14), wie es sich ähnlich in Dresden, Dessau und anderen mittelgroßen Städten befindet, mag beweisen, daß die grünen Streifen keines Blumenschmuckes bedürfen und durch den Zaun nicht beeinträchtigt werden, vielmehr entsteht dadurch eine große Sicherheit und Regelung des Verkehrs.

Grüne Flächen entstehen schon in Dörfern überall dort, wo die Wagenspuren und der Fußgängerverkehr irgendwelchen

Platz unberührt lassen, und es ist daher durchaus sinngemäß, derartige Flächen zu begrünen; aber auch sie sind in der Stadt nur möglich durch Einzäunung, die dann gleichzeitig einzelnen Bäumen als Schutz dienen kann.

Nicht immer braucht Rasen die Begrünung zu bilden. Im Schatten wirkt eine Efeufläche durchaus eindringlich und sinngemäßer als ein mühsam erquälter Rasen. Nur sollte man es daran genügen lassen und nicht in die ruhige, gleichsam naturgewordene Efeufläche, die so vortrefflich den schattigen Boden unter Bäumen überzieht, den Waldgeist in die Stadt bringen hilft, durch kleine Zierbeetmotive Unterbrechungen einführen.

Über den Park glaube ich hier am wenigsten sagen zu müssen, obwohl er in der gärtnerischen Ausgestaltung der Stadt, schon in Rücksicht auf seine Ausdehnung, die bedeutendste Rolle spielt. Wir alle wissen, daß aus dem



Spaziergängerpark der Sport- und Spielpark geworden ist, daß statt lieblicher Schwanenteiche „Planschwiesen“ gefordert werden. Statt kulissenartig bepflanzter Wiesenflächen mit mannigfaltigen Einzelbäumen werden Spielrasen gefordert für Fußball, Tennis, Wettlauf usw. — Auch dabei hat leider das Schlagwort wieder einmal daneben geschlagen.

Statt sich klar zu werden, daß in dem heute so verpönten englischen Park, wie er durch Pückler und seine geistigen Schüler in Deutschland verbreitet worden ist, alle Keime der Entwicklungsmöglichkeit stecken, hat man behauptet, daß nur architektonische, nur „moderne“ Gestaltungen den neuen Anforderungen gerecht werden können.

Das Beispiel des Treptower Parkes mit seinen Spielwiesen (Abb. 15) zeigt aber, daß sehr wohl die alten Anlagen, wenn sie nur räumlich groß genug sind, modernen Anforderungen genügen können. In allen den neueren Beziehungen enthält der sogenannte Volkspark durchaus keine neuen künstlerischen Offenbarungen, sondern nur Anpassungen an Zwecke, die vor 20 Jahren einfach nicht vorhanden waren, eben deswegen, weil kein Volk vorhanden war, welches in hinreichender Anzahl Bedürfnis und Mittel besaß, Sport und Spiel zu treiben. Daß aber ein Volkspark nur dann modern sei, wenn er statt Spazierwege, die dem harmlosen Spaziergänger, der vielleicht zu alt



Abb. 15. Spielwiesen im Treptower Park bei Berlin.

oder noch zu jung ist, um Sport zu treiben, liebliche Naturbilder zeigen, nur langweilige, womöglich geschorene Alleen, Hecken, Rasenflächen, Architekturen und rechteckige Blumenflächen bietet, — das ist eben wieder ein Zeichen der allgemeinen Zeiterscheinung des Schlagwörterunwesens.

Während jeder die neuen Sportparks kennt und Bilder genug zugänglich sind, wollen wir uns hier der Schönheiten erinnern, welche mit Hilfe freier Pflanzungen möglich sind.

Unser Tiergarten und viele ältere Parks bei Berlin zeigen Schönheiten, die man auch heute schaffen sollte, um den nachfolgenden Generationen ein reicheres Erbe zu hinterlassen als die nüchternen Pflanzungen vergänglicher Blumen, welche in Zeiten der Armut oder des nationalen Unglücks spurlos verschwunden sein werden.

Wenigstens sollte man gleichsam als Zukunftsreserve auf allen Blumenplätzen der Städte auch Bäume anpflanzen; denn so wie jetzt wird die Blumenvergeudung nicht lange fortgehen können.



Wie harmlos lieblich sich Architektur mit Naturmotiven vereinigen, das ist heute nach Lage der Dinge viel dringender zu betonen als die Tatsache, daß regelmäßige Pflanzungen selten irgendein Bauwerk verderben. Wie heute schon verständige Lehrer des Kunstgewerbes klagen, daß unter dem Schlagwort der „Schlichtheit“ die Schmucklosigkeit aller Gegenstände dahin führe, daß während eines Jahrzehntes die junge Kunstgewerblergeneration das Schmücken nicht gelernt hat — so darf man auch heute sagen, daß unter dem gleichen Schlagwort die meisten gärtnerischen Schöpfungen zur Gedankenarmut führten.

Gedankenarmut, das ist es, das sich bei der Anwendung gärtnerischer Schmuckmittel an Denkmälern besonders stark zeigt. Ungemein selten findet sich eine Weiterbildung des Leitmotivs, welches der Denkmalplastik zugrunde liegt, seitens der Gärtner, welche die Umgebung zu gestalten haben. Sie verstehen nicht den Grundton des Denkmalmotivs aufzunehmen und in ihrer Weise mit ihren Mitteln weiter zu bilden.

Irgendein Scherzmotiv, welches neckisch die panischen Naturvorstellungen verkörpert, steht isoliert, von Kies umgeben vor einem gärtnerischen Hintergrund, der so neutral ist, wie er auch für einen Moltke oder Bismarck beliebt wird. Und hat z. B. Lederers Bismarck in Hamburg die rechte gärtnerische Behandlung? Warum ist nicht der ganze Hügel mit Eichen dicht bepflanzt, die buschig gestaltet und so niedrig wie nötig gehalten, den Hügel mit ihren Wurzeln umklammern? Und Wildrosenarten hätten ihre blühenden Loden dazwischen entfalten dürfen! Ist es nicht das einfach Nächstliegende, was ich hier sage? Statt dessen schwächliche Strauchpartien, Blumengruppen, Rasen!

Die eben angedeutete gärtnerische Behandlung von Denkmälern ist wohl ein Erbteil aus der Zeit, als die Garten- und Parkplastik sich in unklaren antiken Vorstellungen bewegte, zu denen kein Mensch rechte innere Beziehungen hatte, Plastiken, die lediglich dekorativ wirkten wie die Floren, Pomonen, die ganze klassisch antike allegorische Puppenwelt. Da steht denn eine solche Plastik in ihrer Pose, die alles mögliche sagen kann, schließlich am richtigsten in einem nüchternen Blumenkranz, wie der Amor auf der Hochzeitstorte. (Abb. 16.)

Es ist denn schon fast eine Errungenschaft, wenn einmal eine Plastik im Baurahmen malerisch wirkt.

Wenn man die malerische Wirkung recht studieren will, so muß man dahin gehen, wo die Plastik noch aus naivem Volksbedürfnis hervorgegangen ist, wo der Schöpfer der Plastik in erster Linie Handwerker war, der sein Handwerk so gut verstand, daß das Werk auch Kunst wurde. Er hatte dann ein feines Gefühl — so daß z. B. sein Brunnen mit dem Heiligen darauf, dem Hüter des lebenspendenden und feuerlöschenden Wassers, durch ein paar Pappeln recht eindringlich betont, ja, durch deren Wuchskraft, gleichsam mitwachsend, immer wirkungsvoller wurde. Die Pappeln stehen als Wächter des Schutzes um den Brunnen, der sich durch sein übervolles Naß ihnen





Abb. 16. Nüchtern wirkende Aufstellung einer Plastik.



Abb. 17. Brunnen mit Pappeln umpflanzt in Partenkirchen.  
(Phot. W. Lange.)

dankbar dafür zeigt; — und ohne jede Rücksicht auf Symmetrie, auf abgewogen-zentrale Lage im Grundriß, nur bedacht, kein Verkehrshindernis zu sein, weiß doch das Werk mit seiner Pflanzung sich zur Geltung zu bringen, den Platz zu beherrschen. (Abb. 17.)

Was ich aber unter Aufnahme des Leitmotivs des Denkmals durch den Gärtner (durch die Pflanzung) meine, das will ich an einigen Beispielen von Heiligenbildern zeigen.

„Weint“ nicht hier die Trauerweide mit Christus mit? und spendet sie nicht dem Dulder kühlenden Schatten? tief eindringlich, wo glühende Mittags-sonne die mauerbegrenzte staubige Straße bestrahlt! (Abb. 18.)

Und hier: (Abb. 19) Christus gleichsam verkörpert in seinem Gleichnis vom Weinstock. — Und das Blut dieser Trauben: *Lacrimae Christi*?

Ich habe auf meinen Reisen besonders die Beispiele gesammelt, welche religiöse Vorstellungen in Kunstwerke bannen und besitze schon eine ganze Sammlung dafür, wie tief die Beziehungen von Kunstwerk und gewachsener oder geschaffener Umgebung sein können, wenn nur beiden ein wirklich starkes und sicheres Empfinden zugrunde liegt. Hat man freilich erst am Schreibtisch erklügelt, daß jeder Naturalismus in der Kunst ein Unheil sei, hat man überhaupt nur formale Rezepte für seine Gestaltung, und hat man wiederum nicht den Mut, etwas zu schaffen, was über eine bloß äußerlich schöne Wirkung hinaus auch tiefere Empfindungen wachrufen kann bei denen, die dazu fähig sind — kurz, fehlt einem die Seite des Gemüts auf dem Instrument und der Resonanzboden zugleich, so gilt für den Schöpfer



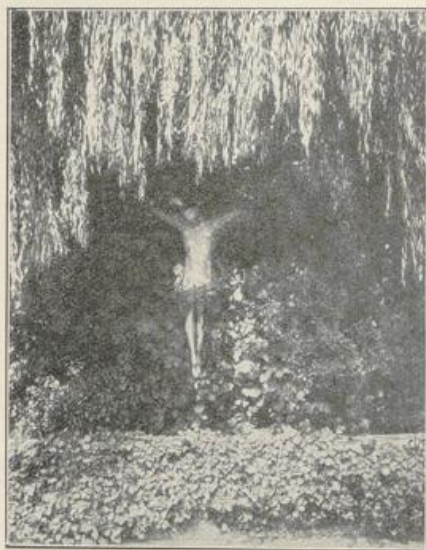


Abb. 18. Christusbild von Trauerweiden  
überschattet.  
(Phot. W. Lange.)



Abb. 19. Christusbild von Wein umrankt.  
(Phot. W. Lange.)

des Werkes das Wort: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle“.

Ich will hier die allgemeine künstlerische Frage, ob es richtig ist, Denkmäler naturalistisch darzustellen, unerörtert lassen. In bezug auf die Plastik selbst wird es sich darum handeln, ob man im einzelnen Falle ein Symbol, z. B. bei Lederers Hamburger Bismarck, oder ein Porträt, eine plastische Abbildung als Erinnerungsmal geben will.

Ein Streit hierüber scheint mir, wie bei allen grundsätzlichen Gegensätzen fruchtlos, weil niemand dergleichen zweifelsfrei entscheiden kann, weil vielmehr subjektiver Entschluß des Künstlers, sein Auftraggeber und die Zeitanschauung maßgebend ist. Wenn nun aber einmal der Gartenkünstler vor die Aufgabe gestellt wird, ein naturalistisches Denkmal auszugestalten, dann muß dieses Motiv auch naturalistisch weitergeführt werden. Es darf dann z. B. nicht um einen Felsen ein Schutzgitter, eine regelmäßige Einfassung gegeben sein, sondern das Denkmal mit seinem naturalistischen Sockel muß bis in die weitere Umgebung hinaus naturalistisch ausklingen; in diesem Falle ohne jeden Schutz und unter Einbeziehung der weiteren Umgebung unter der Herrschaft des sockelbildenden Gesteins

Von der Denkmalsbehandlung ist es nur ein Schritt zur Besprechung des Ortes, wo die Male sich häufen, des Friedhofes. Auch hier hat man das architektonische und biologische Gestaltungsprinzip gegeneinander ausgespielt und neigt heute besonders in der Architektenwelt der Meinung zu, daß nur das architektonische Gestaltungsprinzip für Friedhöfe das Vernunftgemäße sei.



Eine Angelegenheit aber, die, wie die Bestattung, so tief im Kultus wurzelt, läßt sich nicht ohne weiteres irgendwie nach modernen Grundsätzen behandeln. Alte Friedhöfe lehren, daß jede Zeit ihre Formensprache in den Denkmälern zum Ausdrucke gebracht hat. Von der Romanik an sind älteste Friedhöfe eine Stilsammlung aller Kunstformen bis auf die Jetztzeit. Daß also auch unsere Zeit ihre Formensprache zur Geltung bringt, so weit dies in der Denkmalsplastik möglich ist, ist nur selbstverständlich; zeigt sich doch dieser Wille bis in die kleinsten Kleinigkeiten zu allen Zeiten, z. B. in der Schriftform der Denkmäler und auch in der Wiedergabe rein körperlicher Dinge, Gestalten aller Art, in der Symbolik, Allegorie, kurz überall in dem, was sich aus toten Stoffen bilden läßt. Wie gesagt: auch unsere Zeit arbeite daran.

Aber das, was im Laufe der Zeit wurde, was sich so eng anschließt an die naturwissenschaftliche Weltanschauung, gleichsam das Aufgehen des Verstorbenen in der Natur, das darf auch seinen Ausdruck finden in Friedhofsgestaltungen nach Naturmotiven. Handelt es sich doch im letzten Grunde um die Frage, ob man das Grab, wie seit Urzeiten, als eine dauernde Wohnung des Leibes auffaßt, gleichsam als das Haus des Leibes, oder ob man im Sinne eigentlich christlicher Vorstellungen den Leib als einen Samen auffaßt, der, von der Erde stammend, der Erde wiedergegeben wird; eine Anschauung, die der naturwissenschaftlichen unserer Zeit völlig entspricht. In diese letzte Anschauung paßt auch das Verbrennen, welches nur eine schnellere Hingabe des Irdischen an die Erde, an den Kosmos bedeutet.

Derartige tiefwurzelnde Anschauungsverschiedenheiten, welche beide nebeneinander jahrtausendlang bestehen und sich zu festen Formen herausgearbeitet haben, indem die landschaftliche wie die architektonische Gestaltung der Friedhöfe im gesamten nordeuropäischen Kulturkreis und der von ihm abhängigen Länder zu hoher Vollendung entwickelt sind, derartig tiefwurzelnde Anschauungen lassen sich nicht einfach zurückschrauben auf die eine oder die andere. Abgesehen von dieser Unmöglichkeit, wie die Erfahrung lehrt, würden dadurch Werte aufgegeben werden, die einmal erworben sind, und das würde einen geistigen Verlust, einen Rückschritt bedeuten. Wozu also der Streit, wozu das „Recht haben wollen“, nur auf der einen Seite? Eine einfache Addition geistiger Errungenschaften gibt zweifellos auch hierbei ein Mehr.

Die Denkmalsform der Abb. 20 ist deutsch, wie sie gelegentlich einer Friedhofsausstellung in Stettin gezeigt wurde; deutsch nicht im Sinne einer Redensart, einer Marke, sondern tief begründet in den Formenbeziehungen zwischen diesen Denkmalsdächern und der Dachform des nördischen Hauses: Zugleich ein Beispiel wie Grabmäler geometrischer Anordnung mit einem frei entwickelten Hintergrund malerisch zusammen gehen.

Wie ich im vorigen Vortrag: „Landschaft und Siedlung“ an dieser Stelle nachwies, sind nördlich der Alpen im Wald- und Regenland Hüttendächer, Hüttenformen in allen menschlichen Gestalten davon abgeleitet, daß sie bio-





Abb. 20. Denkmalsformen deutscher Art.

christlichen Bau- und Grabformen viel von transalpiner Bauweise angenommen. Der Höhlenhausstil des Südens drang mit dem christlichen Kultus nach Norden und beherrschte vor allem die Friedhofsgestaltung, die ja bis vor kurzem ganz unter kirchlichem Einfluß stand.

Unter diesem Gesichtspunkte wird es klar, daß die Friedhofsgestaltung vor allem auch eine historische, eine stammesgeschichtliche, geographische und klimatische Seite hat. Je näher man dem Süden kommt, desto stärker, besonders in den Städten ist der Einfluß südlicher, spezifisch römischer Gestaltungsweise. Betritt man z. B. den Friedhof in Bozen (Abb. 21) und wendet sich zurück nach der Stadt, so tritt einem die Horizontalität der unter dem Einflusse südlicher Formen stehenden Friedhofsanlagen im Gegensatze zu den nordischen Hüttenhausformen der Dächer, die allerdings hier auch schon ein wenig oberitalienisch gedrückt sind, entgegen. Wer wollte leugnen, daß diese Form der Friedhöfe ihre ernste Würde hat? Wie der Gärtner diese Würde unterstützen kann, mag aus der Wirkung der beiden Sophorenbäume hervorgehen.

Auch Friedhöfe in München und anderen Orten wirken zwingend durch ihre Architektur. Aber in allem diesem nur erträglich für unser Empfinden, das im Waldland geworden ist, wenn reiche Baumvegetation die starren Linien der Architektur umspielt, mit lebendigen Schatten und Lichtern umschmeichelt, wenn blühendes Gerank den kalten Stein mit Leben umkost. — Nicht zum wenigsten ist es wieder das Malerische in der schließlichen Wirkung, das uns anzieht.

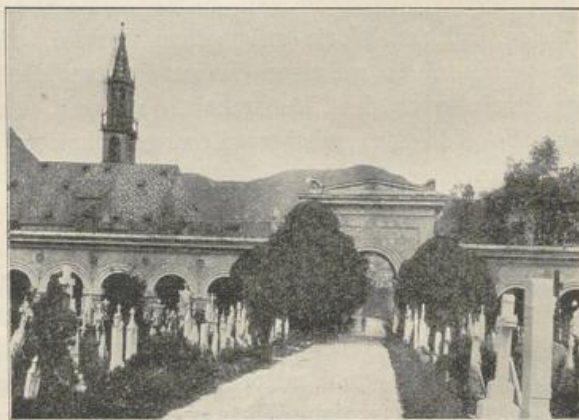


Abb. 21. Friedhof in Bozen.  
(Phot. W. Lange.)

logisch naturgemäß sind, im Gegensatz zu den Stein- und Sonnenländern südlich der Alpen, wo horizontale Dachlinien klimagemäß sein können. Da nun das Christentum südlich von den Alpen in den Mittelmeerländern wirkte und sich ein Jahrtausend lang der Formsprache der Mittelmeerländer auch in der Kunst bedienen mußte, haben die





Abb. 22. Kreuz unter Bäumen auf einem Friedhof in München.  
(Phot. W. Lange.)

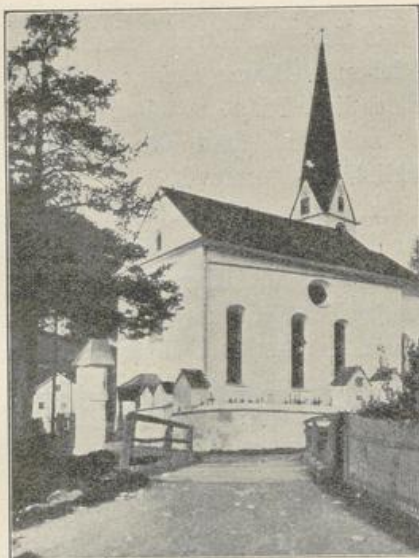


Abb. 23. Friedhof ohne Baumwuchs.  
(Phot. W. Lange.)

So sollte denn das Strenge der geradlinig angelegten Gräberstraße durch Baumreihen zu malerischer Anordnung geführt und in seiner Starrheit erträglich gemacht werden.

Der hieraus entstehende Schatten ist im Sommer, wo die Friedhöfe vorzugsweise besucht werden, eine Wohltat, und es stehen uns so viele Blumen zur Verfügung, die auf und an den Gräbern angepflanzt, hier so gut und sogar länger blühen als in Vollsonne!

Wie wenig der Grundriß für eine gärtnerische Anlage überhaupt bedeutet, wie er eigentlich nichts anderes sein soll, als eine Projektion räumlicher Vorstellung auf die Fläche — wie also aus einem Grundriß allein die Gliederung eines gärtnerisch behandelten Geländes gar nicht beurteilt werden kann — (obwohl das bei den meisten Preisausschreiben die Regel ist), das mag das Beispiel jenes Kreuzes zeigen, welches gleichsam wie das Symbol des christlichen Lebenbaumes unter den Bäumen auf einem Friedhofe in München steht (Abb. 22).

Wie nüchtern wirkt dagegen ein Friedhof mit seiner Kirche, wenn in durchaus einseitiger Bevorzugung des Gebauten durch Mauern, Heiligenhäuschen, Kapellen, Steingräber die gärtnerischen Schmuckmittel völlig fehlen (Abb. 23).

Ich möchte auch hier, ohne Furcht mißverstanden zu werden, sagen, daß auf dem Friedhof nicht die Kunstregel, sondern die Mannigfaltigkeit der Individualitäten auf der Grundlage eines allgemeinen Stammes- und Heimatsgefühls, landschaftlicher und klimatischer Eigenart das Richtige ist.

Welchen nordischen Ästhetiker durchschauert es nicht mit Widerwillen, wenn er von Blechblumen und Perlenkränzen hört — und doch, wer wollte



es nicht billigen, wenn unter der glühenden Sonne venetianischer Friedhöfe, wo die lebende Blume verschmachten müßte, haltbare Blumendarstellungen die lebende Blume ersetzen. In dieser Massenhaftigkeit und Notwendigkeit wirken diese Dinge so eindringlich im Sinne der letzten Hingabe an den Verstorbenen, daß man alle ästhetische Voreingenommenheit im Anblick der Wirklichkeit beiseite läßt. Und wenn man weiß, wo und wie Perlen gemacht werden, dann steht man in tiefer Ergriffenheit vor dem Grabe des Kindes einer Perlenarbeiterin, die im Dunkel der Arbeitshöhle, geblendet von der Stichflamme, die Glasperlen rundet, ihres Kindes gedenkt und dann in den Feierstunden die vom armen Verdienst abgesparten Perlen zu immer neuen Blumen für das Grab ihres Kindes zusammenfügt. Ich wüßte nicht, ob mich je einmal schon hohe Friedhofskunst so ergriffen hätte wie diese Kunst armer Mutterhände. An solcher Stelle gibt man alles Theoretisieren auf und möchte alles zusammenfassen in die eine Grundregel, auch in der gärtnerischen Schmuckkunst: „Laßt das Leben in der Kunst lebendig werden, nicht die tote Regel.“

Doch, laßt uns einen fröhlicheren Ton anstimmen: Überquellendes Leben zeigt sich besonders in der Welt der Lianen, der Schling- und Kletterpflanzen. Wo Bäume stehen, dort ist es entschieden ein Mehr, wenn sie Efeu, wilder Wein, aber immer nur physiognomisch passende Schlingpflanzen, in umarmender Umrangung umwehen.

Architektur und Berankung stehen in mannigfaltigen Wechselbeziehungen. Man darf sagen, je reicher die Architektur, desto weniger bedarf sie der Berankung. Wo aber viel reiche Architektur, namentlich in Straßen zusammenkommt, und wo die Architektur einen sehr verschiedenen Rhythmus zeigt, so daß eine ungeheure Unruhe entsteht, — da kann auch ein großer, und zwar der minderwertvolle Teil der Architektur, von einem höheren Kunstsinn geleitet, durch Kletterpflanzen verdeckt werden, und es wirken derartig begrünte Flächen dann wohltätig beruhigend. Gute Beispiele hierfür finden sich in alten Teilen des Kurfürstendamms, der zu den gärtnerisch schönsten Straßen Berlins gehört.

Dagegen darf die Berankung nicht so weit gehen, daß sie die Architektur, besonders die tragenden Wände, in Beziehung zum Dach völlig verdeckt.

Was ich unter Zusammenspiel von Architektur und Vegetation in bezug auf die Berankung verstehe, zeigt manches Bild Süddeutschlands, Tirols, wo die Bauweise einfach, die Wandfläche durch Erker sinngemäß und brauchbar unterbrochen wird, und besonders die zierlichen Gestelle und Spalierwerke Berankung zeigen.

Hier ist es ja der Wein, der gleichzeitig als Nutzpflanze zur Berankung herausfordert und der als Nutzpflanze gepflegt, niemals übermäßige Ausdehnung annimmt. Was hier also zu nützlichen Zwecken entsteht, können wir durchaus als künstlerisches Leitmotiv benutzen und auch bedenken, daß gerade der Edelwein, selbst wenn er keine Früchte trägt, an leichten Spalieren, weit ausladend von Balkons herab, eine hohe Zierde auch bei uns in wärmeren



Lagen sein würde; ganz allgemein aber kann man bei uns sehen, daß die Berankung zu sehr gebunden, dressiert wird (Abb. 24).

Die Maler wissen das schon längst, darum gehen sie seit Jahrhunderten nach Italien, wo die ärmlichsten Bauten mit ihren Balkons, ihrer einfachen Architektur von Spalierwerk und Nutzpflanzen umspielt werden.

Sie haben uns gelehrt, solche Bilder mit ihren Augen zu sehen und sie photographisch als Studie festzuhalten. — —

Unvermittelt kommen wir in den Zoologischen Garten, Tierpark zu Hellabrunn bei München! — Denn Zoologische Gärten sind ja mehr und mehr ein wichtiges Glied der Belehrung und Erholung der städtischen Bevölkerung, so daß der Gartenkünstler hier reiche und schöne Aufgaben findet. Mit viel Vergnügen las ich neulich in der Zeitschrift „Die Gartenkunst“, daß die Zoologischen Gärten bisher von der kunstgewerblichen Presse übersehen seien. Die Zoologischen Gärten müßten endlich menschenwürdig gestaltet werden, dafür müßte man kämpfen, und es würde ein erbitterter Kampf werden! Abgesehen von der unfreiwilligen Komik dieses Geständnisses haben wir hier wieder in drei Sätzen das ganze Schlagwortwesen der Behandlung künstlerischer Fragen in unserer Zeit. Da wird denn meistens gleichzeitig auf einen hingewiesen, der nur allein in der Lage ist, so menschenwürdig die Dinge zu gestalten, wie es die neueste Erkenntnis zu fordern hat.

Prüfen wir einmal, was bei der „menschenwürdigen“ Gestaltung in Hellabrunn herausgekommen ist, so ist der Löwenkäfig eine Kombination von römischer Zirkuskulisse mit schon im Altertum angewandtem von Hagenbeck populär gemachtem trennendem Wassergraben.

So lange die Löwen jung sind, vertragen sie sich auch. Aber die Rückseite dieser Kulisse? Sie ist fürchterlich. Holzbuden, mit Dachpappe gedeckt usw. Entweder der Künstler oder das Geld haben hier nicht weiter gereicht.

Menschenwürdig soll nun wohl die Anlage des Affenkäfigs sein. Ob sich die Schöpfer dabei haben karikieren wollen, als sie ein modernes „schlichtes“ Tempelmotiv dem Affenhaus untergelegt haben, kann ich nicht wissen.

Daß es sich bei der ganzen Angelegenheit aber um nichts weiter als um klügelhaftes Pressegeschwätz handelt, wenn die Sachlichkeit des Zweckstils für Hellabrunn immer wieder betont wird, — das sieht man so recht z. B. an



Abb. 24. Malerisch wirkende lockere Berankung mit Licht- und Schattenspiel.  
(Phot. W. Lango.)



einem Bärenzwinger, bei dem man nicht einmal die Konsequenz der Mauerbildung gezogen hat, sondern den Mauerrand felspartieartig auflöste.

Und geht man dann weiter, so findet man an anderen Stellen, daß man bei zoologischen Darstellungen der biologisch naturalistischen Umgebung so wenig entraten kann, als in vielen Fällen bei pflanzlichen Bildern. Das Tier muß sich eben auf einer, seiner Eigenart entsprechenden Bodengestaltung bewegen können, teils um gesund zu bleiben, teils um uns seine Eigenart zu zeigen; da kommt man nun in Hellabrunn in der Praxis zu keinen anderen Ergebnissen als dahin, wohin unser Berliner Zoologischer Garten unter der Führung eines künstlerisch empfindenden Vertreters der Wissenschaft schon längst gekommen ist, zu einer biologisch-ästhetischen Darstellungsweise, zu biologischer Kunst. — —

Grundsätzlich sei der Behandlung des Wassers im Städtebau hier kurz gedacht. Wo es vorhanden ist, bildet es mit der Spiegelung aller Umgebung



Abb. 25. Weg mit Stauden-Randbeeten.

einen der höchsten Reize. Insbesondere, wenn Architektur- und Naturmotiv nebeneinander wirken, da gibt dann das Wasser aller Architektur eine eindringliche Horizontale, von welcher alles Vertikale um so imposanter emporstrebt, und eine Insel bringt mitten in das Städtebild ein Stück urwüchsiger Natur, das seinen eigenen Gesetzen gehorcht, und trotz aller Theorie, welche man heute dagegen aufwendet, niemals etwas verderben kann. Und wenn nun wahrscheinlich jeder

Theoretiker des rein architektonischen Gestaltungsprinzips sich der zwingenden Wirkung dieser Natur im Städtebau fügt — ich habe ein Bild im Haag im Sinn! —, dann frage ich, darf man dergleichen nicht auch schaffen, wo es nicht ist? Freilich muß alles seinen ihm innewohnenden Gesetzen gemäß gestaltet werden, so daß die Baukräfte den Naturkräften das Gleichgewicht halten können. —

Wenn einmal erst die Achtung vor dem Schönen, vor dem Leben allgemein geworden ist, wenn neben der Zivilisation eine innere Kultur besteht, dann wird man auch an öffentlichen Wegen der Städte zwischen Blumen wandeln können, etwa wie Abb. 25 uns zeigt.

Von geringerer Bedeutung als gärtnerisches Schmuckmittel im Städtebau ist die Aufstellung von Pflanzen in Kübeln oder irgendwelchen Gefäßen. Am Charlottenburger Rathaus hat man an und für sich recht wirkungsvolle steinerne Blumentische aufgestellt. Wenn sie wenig zur Geltung kommen,



so liegt das an den großen Raumverhältnissen und der stark betonten Längsrichtung der Straße. Ich kann mir aber wohl denken, daß sich unter kleineren Raumverhältnissen, z. B. auch an spitzen Straßenecken, gute Wirkungen damit erzielen ließen.

Jedenfalls haben wir es hier mit einem Beispiel sinnvoller Verwendung der Blumen in einem Gefäße zu tun, während in den meisten Fällen die Blumen, sei es im Topf oder sonstigen Gefäßen, mehr neben der Architektur stehen, auf die sie sich beziehen sollen, als daß sie aus ihr herauswachsen.

Die gärtnerische eigentliche Dekorationskunst ist in diesen Fragen noch viel zu leichtherzig. Allerdings muß man auch sagen, daß eine wirklich gute Pflanzendekoration sich nur dann darstellen läßt, wenn seitens des Architekten sie gleichsam vorausgefühlt und entsprechend baulich vorbereitet ist. —

Wir wenden uns dem letzten gärtnerischen Schmuckmittel im Städtebau zu, den Fenster- und Balkonzierden.

Wieder sieht man am Einfachsten, wie eindringlich die Blume zu wirken vermag. In Tirol, mit seinen berühmten Nelken, steht die Blume als reine, ihre Umgebung veredelnde Erscheinung im Rahmen der überdachten Balkons (Abb. 26).

Im italienischen Gebiet, in allen den höhlenmäßigen dunklen Wohnungen, in aller Liederlichkeit und male-  
rischen Häßlichkeit grüßt sie uns von elenden Balkonen herab als Symbol, daß auch hier die Liebe wohnen kann.

Und wo man aus jedem Stück Werkzeug aus der Notdurft des Hauses, aus jeder Hantierung wahrnimmt, daß die Notwendigkeiten des Lebens und der Arbeit die Menschen von früh bis spät zum Dienste zwingen, da wirken doch die Blumen im Fron der Woche wie ein Sonntagsmorgengruß!

Es gibt Städte und Gegenden, die unter dem Zeichen der Blume stehen. Manchmal sind's tiefliegende ferne Beziehungen, die da zum Ausdruck kommen.

So blüht es in Kadiz von allen Balkonen herab und singt und zwitschert es von Kanarienvögeln, fast, als wenn man in die Stube eines Harzer Züchters tritt. Kadiz aber ist der Festlandshafen der Kanarischen Inseln, und wie diese den Europäern seit alters als paradiesisch erschienen sind, so grüßt der Einfluß dieser Inseln herüber und macht sich in Blumen- und Vogelpflege geltend.

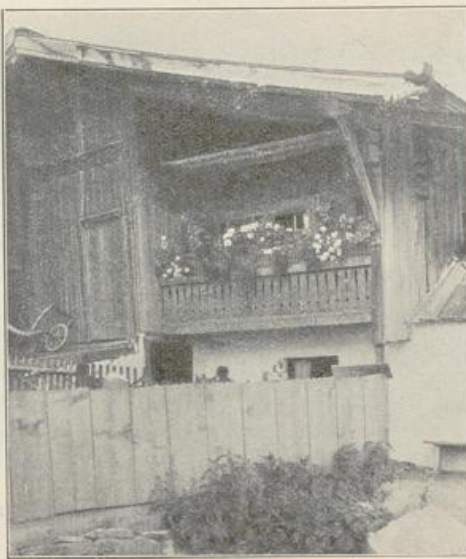


Abb. 26. Blumen als Balkonschmuck in Tirol.  
(Phot. W. Lange.)



Rührend ist die Blumenpflege besonders in den ärmeren Vororten Leipzigs, viel verbreitet auch in Holland; in deutschen Städten aber sehr verschieden. Während in München nur wenige Fenster mit Blumen geschmückt sind, ist Berlin berühmt dafür, und doch mag gerade ein Beispiel aus München um so eindringlicher zeigen (Abb. 27), wie durch reichen Blumenschmuck die Architektur ein Lächeln über ihren Ernst gleiten läßt, und wie durch dieses Lächeln verschiedene Bauformen zusammengestimmt werden können.

Selbst dort, wo nur hier und da die Blume aus dem Fester schaut, wo sie nur hinter Erkerfenstern leuchtet, belebt sie das Straßenbild. Betrachtet man ein solches Bild auf der Mattscheibe des Apparates, da nimmt man erst wahr, wie ungemeine Vielfarbigkeit in einem einfachen in blendender Sonne nur hellscheinenden Straßenbilde liegt, durch verschiedengetönte Wandflächen,

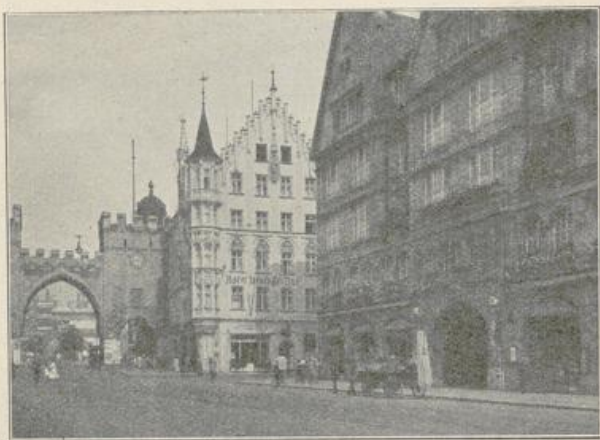


Abb. 27. Blumenschmuck an einem Hause in München.  
(Phot. W. Lango.)

Fensterladen, Malereien, Türumrahmungen und allerlei Betonungen der Architektur und vor allem durch die Blume. Das mahnt uns, unsere Städtebilder aus ihrem nordischen Grau zur Farbigkeit zu führen, aber nicht in jener schreienden Weise der Licht-, Giebel- und Firmenreklame. Wieviel könnte gespart werden, wenn die Farbe auf einen ruhigeren Ton im Städtebild gestimmt wird!

Einfachste Hausformen werden durch Blumen le-

bendig! Im Winter können sie durch abgeschnittene Zweige aus dem Walde ersetzt werden; diese lugen dann ins Zimmer hinein, werden überschneit und geben Futter findenden Vögeln ein Plätzchen für fröhliches Gezitscher.

Wenn man in Tirol ist, mutet einen die allgemein verbreitete Blumenpflege ganz eigenartig an. Man kann sich nicht erklären, warum wohl hier so viel mehr Blumenfreunde und Blumenpfleger sein sollen, als sonst in der Welt.

Mit einemmal aber wird es klar, welche Beziehungen tieferer Art die Blumenpflege leiten, einen Wetteifer hervorrufen, daß jeder die schönsten habe; denn da treten eines Morgens die Blumen alle eine Wanderung an, aus allen Häusern dringen sie, vom fernsten Almenhaus her lassen sie sich tragen zu einem Ziel: in die Kirche, um der Mutter Gottes an ihren Festtagen zu blühen. Hier empfindet man recht, wie eng Religion und Kunst verknüpft werden, wie auch die Blumenpflege eine höhere Weihe empfängt, wenn das Menschenherz seine Liebe in sie hineinträgt; dann wird sie hohe Kunst!



Und mitten hinein in das pulsierende Großstadtleben wird die Blume durch die Straßenhändler getragen! Wo der Verkehr am lautesten ist, da ruft uns Vergißmeinnicht zu: „Gedenke mein“ und Weidenkätzchen: „Siehe, es will Frühling werden“ und Maiblume läßt Mörikes Worte klingen: „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte“, und wenn die Winterzweige im Schnee zu frieren scheinen, dann rufen sie uns zu: „Es soll Weihnachten werden, freue dich!“ — So kann die Blume im wirbelnden Großstadtjagen zum Herzen sprechen, Herzen binden.

---